



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Friedrich der Große und Gottsched.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Vorschrift als eine sogenannte nur instruktionelle keineswegs pünktlich beobachtet wird; der Richter, der oft genug erfahren hat, seine Frage werde doch nicht verstanden, unterläßt sie. Dies spricht aber nur umsomehr dafür, sie als gesetzliche Vorschrift zu streichen und etwa durch eine Frage des Inhalts, wie der Beschuldigte sich zu verantworten wisse, zu ersetzen. Zur Verhütung einer Mißdeutung wird es kaum der Verwahrung bedürfen, daß hiermit nun und nimmermehr einem Inquiriren alten Stils, das einen unwürdigen und unstatthaften geistigen Zwang enthielt, das Wort geredet sein soll.

Wir sind nicht sicher, ob unsre Wünsche und Vorschläge nicht vielleicht den Schein auf sich laden, als ob sie in dem einen oder andern Punkte zu einem Rückschritt auf eine als überwunden betrachtete Stufe des Verfahrens führen würden. Wenn man aber in der vermeintlich folgerechten Anwendung unanfechtbarer Grundsätze über die Grenzen ihrer Anwendbarkeit hinausgeschritten und hierdurch mit den Verhältnissen und Anforderungen des Lebens in Widerspruch geraten ist, so bedeutet auch ein Rückgriff auf bewährtes Frühere einen Fortschritt.



Friedrich der Große und Gottsched.



er könnte nicht die berühmte Unterredung Friedrichs des Großen mit Gellert in Leipzig (1760)? Eine Begegnung zwischen dem größten deutschen Könige und dem volkstümlichsten, bei Hoch und Niedrig verehrten und geliebten — oder, wie man heute leider sagen muß, verehrt und geliebt gewesenen — deutschen Schriftsteller seiner Zeit, eine anheimelnde friedliche Szene mitten im Getöse der Waffen, ein Gespräch, in welchem überdies die vielumstrittene Stellung Friedrichs des Großen zur deutschen Literatur gestreift wird, und dies alles mit dramatischer Lebendigkeit vorgeführt und eingekleidet in den Reiz der schlichten, reinen, klaren Gellertschen Prosa — ist es ein Wunder, daß dieses kleine Kabinetstück immer und immer wieder abgedruckt und fast in alle unsre Lesebücher für die reifere Jugend als Musterstück aufgenommen worden ist?

Viel weniger bekannt geworden, selbst in Fachkreisen, weiteren Kreisen aber bisher wohl gänzlich unbekannt geblieben sind die Unterredungen, die der große König, ebenfalls während des siebenjährigen Krieges (1757) mit Gellerts Antipoden in Leipzig, dem allmächtigen Diktator der deutschen Literatur, mit Gottsched geführt hat. Und doch sind sie in ihrer Art nicht minder charakteristisch,

für die Beurteilung der Stellung des Königs zur deutschen Poesie aber von weit größerer Wichtigkeit, als das Gespräch mit Gellert.

Gottsched selbst hat — halb wohl aus Eitelkeit, halb aber auch, wie wir sehen werden, notgedrungen — in der von ihm herausgegebenen Monatschrift „Das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit“ im Februarhefte des Jahres 1758 über drei Unterredungen, die er mit Friedrich dem Großen im Jahre 1757 gehabt hat, Mitteilung gemacht. Er hatte aber auch schon vorher, ganz wie Gellert, diese Begegnungen und was dabei verhandelt worden war, ausführlich in Privatbriefen erzählt, und von diesen Briefen ist einer, der an einen Freund in Königsberg, den Professor Flottwell, gerichtet ist (22. Oktober und 1. November 1757), nach einer Abschrift, die sich auf der Stadtbibliothek in Elbing befindet, schon 1859 in den „Neuen preussischen Provinzialblättern“ veröffentlicht worden. Die Kenntnis dieser Dokumente ist aber, wie gesagt, auf die engsten Kreise der Fachwissenschaft beschränkt geblieben; ja es ist die Frage, ob diese sie gekannt haben. Neuerdings ist nun kurz hinter einander von zwei Seiten wieder die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt worden. Den Brief an Flottwell hat vorm Jahre G. Krause in einer inhaltreichen kleinen Schrift, auf die wir bei dieser Gelegenheit nachdrücklich hinweisen möchten: „Friedrich der Große und die deutsche Poesie“ (Halle, Waisenhaus, 1884) nach der erwähnten Abschrift in Elbing wieder abdrucken lassen, und in dem neuesten Hefte der „Berichte der königl. sächs. Akademie der Wissenschaften in Leipzig“ (Philologisch-historische Klasse 1885, III) hat W. Creizenach einen französisch geschriebenen Brief Gottscheds an F. Melchior Grimm in Paris, der dieselben Vorgänge behandelt wie der an Flottwell, außerdem aber von einer bisher unbekanntem Begegnung Gottscheds mit dem Könige erzählt, die bereits 1756 stattgefunden hat, ebenfalls nach einer, und zwar in Paris, erhaltenen Abschrift zum erstenmale veröffentlicht. Wir hoffen den Lesern dieser Blätter einen Dienst zu erweisen, wenn wir mit Hilfe aller der genannten Quellen versuchen, eine möglichst getreue Darstellung jener Vorgänge zu geben. Über die Wichtigkeit der mitzuteilenden Schriftstücke ist kein Wort zu verlieren; sie mögen für sich selber sprechen.

Die erste der vier Unterredungen fand Dienstag den 23. November*) 1756 statt. Der König kam abends sieben Uhr von Dresden, wo er seit der Kapitulation der sächsischen Armee bei Pirna (Oktober 1756) sein Hauptquartier hatte, in Leipzig an und stieg auf der Petersstraße im Hause des Rammerrats Hohmann (jetzt Petersstraße Nr. 15) ab. Gottsched, der in diesem Jahre Rektor der Universität war, hatte sich mit drei andern Professoren eingefunden, um den König bei seiner Ankunft zu begrüßen. Abgeordnete des Rates und zahlreiche Offiziere schlossen sich der Deputation der Universität an. „Aber — berichtet Gottsched an Grimm — der König wartete meine Begrüßung

*) Bei Creizenach S. 314 irrtümlich Oktober.

garnicht ab. Er überschüttete mich mit einer Menge von Fragen, die sich auf die Verhältnisse der Universität, der Professoren und meiner eignen Person bezogen, und fragte mich endlich, wo ich studirt hätte. In Königsberg, sagte ich, in Preußen. Wie kommt das? versetzte er. Sire, antwortete ich, weil ich dort geboren bin. Ja ja, erwiderte er, ich erinnere mich. Es war aber thatsächlich das erstemal, daß mich der König sah. Ich hatte kaum so viel Zeit, ihm den Schutz der Universität zu empfehlen, die es wage, durch ihre Abgeordneten sich ihm zu Füßen zu legen. Der König wandte sich an die Abgeordneten der Stadt und verabschiedete uns nach wenigen Worten.“

Noch denselben Abend um neun Uhr schickte der König den Obersten v. Bredow an Gottsched und ließ sich den zweiten Band des *Theatrum Europaeum* — jener umfangreichen Chronik, die er schon seit seinen Knabenjahren kannte — ausbitten, worin unter anderm die Schlacht bei Lützen beschrieben und abgebildet ist. Gottsched schickte ihm den Band von der Universitätsbibliothek. Der König las darin mit einigen seiner Generale bis Mitternacht und fuhr am Morgen nach Lützen und einigen andern berühmten Schlachtfeldern in der Nähe Leipzigs, kehrte am Nachmittag nach Leipzig zurück und verließ am zweiten Morgen wieder die Stadt, nachdem er den entliehenen Band an Gottsched hatte zurücksenden lassen. *)

*) Creizenach bemerkt, daß ihm außer in dem Briefe an Grimm keine Darstellung dieser Thatfachen bekannt geworden sei. Wir können eine Bestätigung derselben aus andrer Quelle beibringen. In der im Leipziger Ratsarchiv aufbewahrten, von dem Universitätspedell Salomon Niemer ausgezeichneten Chronik Leipzigs von 1714—1771 heißt es: „Den 23. [Nov. 1756] abends um 6 Uhr langten Ihre Königl. Maj. von Preußen allhier an und gerubeten in der Peterstraße bei Herr Cammerath Hohmann zu logiren, und folgenden Tag früh nahmen Ihre Maj. die Garde du Corps vor dem Hällischen Thore in der Vorstadt, so zu Pferde sich dafelbst versammelt hatten, in hohen Augenschein. Auf dero höchsten Befehl mußte dieselbe vom Pferden absteigen und ihre Manoeuvres machen. Kurz vor 8 Uhren begab sich Ihr. Maj. auf dero Reisewagen und gingen von hier nach Lützen und Weisensels, die Gegend von den Wahlplatz Gust. Adolph. Königs von Schweden zu besehen, als sie sich abends vorhero von der Universitätsbibliothek den II. Theil von dem *Theatro Europaeo* kommen lassen, und retournirten nachmittag um 3 Uhr in dieser Stadt wieder. Tages darauf als den 25. sind Ihre Maj. von Preußen hier früh um 8 Uhr wieder ab und durch das Grimmische Thor fortgefahren, ohne daß man weiß, wo dero Reise zugegangen.“ Wie übrigens aus derselben Quelle hervorgeht, war der Hauptzweck der Universitätsdeputation gewesen, vom Könige beruhigende Zusicherungen hinsichtlich der Studentenschaft zu erlangen, in die seit dem Einrücken der Preußen in Sachsen (August 1756) eine wahre Angst gefahren war. Dieser Zweck wurde denn auch erreicht. Schon am 30. November traf ein königliches Schreiben aus Dresden ein, worin dem Rektor und den Professoren mitgeteilt wurde, daß sie „wegen derer dortigen Studiosorum ganz unbesorgt sein, auch selbigen zu ihrer Beruhigung die Versicherung geben“ könnten, daß „Niemand von ihnen mit Gewalt zu Kriegesdiensten engagiret werden“ sollte. Diese Erklärung ließ Gottsched sofort, von einer schwungvollen lateinischen Ansprache an die Studentenschaft begleitet (*Videte, quam non destituta sit nostra in Clementia REGIS MAGNI fiducia etc.*) am 1. Dezember ans schwarze Bret schlagen.

Wichtiger als diese erste, ziemlich flüchtige Begegnung sind die drei Unterredungen, die im Oktober des folgenden Jahres stattfanden. Der König kam Sonnabend den 15. Oktober zu Mittag in Leipzig an und nahm diesmal, wie von nun an immer, im Apellischen Hause am Markte (Markt Nr. 2), dem regelmäßigen Absteigequartier des kursächsischen Hofes in Leipzig, Wohnung. Die Universität schickte wieder vier Professoren an ihn, um ihn zu bewillkommen. Der König fragte sie allerlei über die Wissenschaften, in denen sie unterrichteten, namentlich über Geschichte und Philosophie, und erkundigte sich dann, ob Professor Gottsched und seine Frau augenblicklich in Leipzig wären. Da ihm dies bejaht wurde, sandte er bereits um ein Uhr einen Boten, der Gottsched nach drei Uhr zum Könige beschied. Gottsched hatte vorher noch einen Gang in die Fakultät zur Dekanswahl. Während er noch dort war, gegen halb drei Uhr, kam ein zweiter königlicher Bedienter und bat ihn, seine Ankunft zu beschleunigen, da der König schon nach ihm gefragt habe.

„Ich erschien denn wirklich — erzählt nun Gottsched in dem Briefe an Flottwell — vor dem Schläge drei in seinem Vorzimmer. Ich werde gemeldet und hereingerufen. Der Herr stehet vor einem Kamin, den Hut unter dem Arme und die Hände auf dem Rücken, als um sich zu wärmen. Ich näherte mich ihm und küßete ihm den Kock. Seine Worte waren: Ich habe neulich nicht recht mit ihm sprechen können und wollte doch gerne etwas mehr mit ihm bekannt werden. Sage er mir, hat seine Frau den Bayle*) übersetzt? — Nein, Ev. Majestät, das wäre wohl zu viel Arbeit für ein Frauenzimmer. — So hat er ihn denn selbst gemacht? — Auch ich habe es nicht gethan, allergnädigster Herr, sondern ein anderer Gelehrter, Königslöwen, der schon tot ist. — Was hat er denn dabei gethan? — Ich habe ihn durchgehends mit dem Original verglichen und ausgebeffert, auch Anmerkungen dazu gemacht. — Also ist er nun recht übersetzt, auch überall wohl getroffen? — Ja, Ev. Majestät, soviel die juristische Schreibart des Übersetzers**) solches zugelassen. In Ansehung der Sachen stehe ich dafür; in Ansehung des stili kann Bayle nichts verlieren, da er der größte Stilist nicht ist. — Wie kann er von des Bayle stilo urtheilen, hat er ihn denn recht gelesen? — Zwei bis dreimal, weil ich ihn bei der Edition zwei bis dreimal korrigiren und revidiren müssen; so viel Französisch aber habe ich schon aus andern Büchern gelernet, daß ich von Bayle und seiner Schreibart urtheilen kann. — Was hat Bayle für Fehler? u. s. w. — — Denken Sie, lieber Freund, was das für ein examen rigorosum war! Aber ich gab ihm zur Antwort, indem ich fortfuhr, ***) worauf er erwiederte: Das ist wahr, das ist sein Fehler. — Und um ihm zu zeigen, daß ich auch davon urtheilen konnte, hub ich an, französisch zu reden; denn bis dahin hatten wir lauter

*) Das große Dictionnaire historique et critique. — **) In der Abschrift steht: des Übersetzers, was keinen Sinn giebt. — ***) Hier muß etwas ausgefallen sein.

Deutsch gesprochen. Das schien ihm nun unerwartet zu kommen. Indessen trat er vom Ramin nach dem Fenster zu und hub an, tausend Fragen zu thun. Was meine Frau sonst geschrieben hätte? Was ich aus dem Französischen übersetzt hätte? Und als ich ihm das *Lutrin**) aus dem Boileau, die *Iphigenia* aus dem Racine und andere mehr nannte, bezeigte er eine große Begierde, die Stücke zu sehen, weil er glaubte, daß sie gar nicht deutsch gegeben werden könnten. Es ward noch viel andres, von deutschen Trauerspielen, von Opern und Komödien geredet, bis er wieder auf die beiden Stücke kam, die er sehen wollte. Ich erbot mich, sie dem Bedienten einzuhändigen, wenn Se. Majestät befehlen wollten. — Nein, sprach er, bringe er sie mir selbst her, und zwar bald. — Da hatte ich nun meinen Bescheid, lief nach Hause und holete sie, so daß ich mit dem Schläge vier wieder bei ihm war. Denken Sie, mein lieber Freund, ist das nicht schon Ehre genug, mit einem so großen Herrn fast eine Stunde geredet und ihm die schönen Wissenschaften der Deutschen bekannt gemacht zu haben? Allein noch nicht genug, denn nun fing es erst recht an. Ich kam wieder und fand ihn an seinem Schreibtische sitzen, da er die Originale der Übersetzung, Boileau und Racine nebst andern mehr, vor sich liegen hatte. Er fing wieder an, von der Schwierigkeit solcher Übersetzung zu reden und die deutsche Sprache für ungeschickt dazu zu erklären. Ich nahm mir die Freiheit, ihm das Gegenteil davon zu versichern, und erbot mich, alles, was er mir vorgeben würde, auszudrücken. So ging es denn an die Vergleichung des Textes mit meiner Übersetzung. Ob er nun gleich viele deutsche Wörter nicht verstund, so kritisirte er doch andere sehr gründlich und lobte wieder viele Stellen, die ich besser ausgedrückt hätte, als er sich jemals möglich zu sein eingebildet hätte.***) Bei diesem war der Abbé De Prades***) zugegen, dem ich auch zuweilen die Unvollkommenheit seiner Sprache und Dichter zu verstehen gab. Und hier wurden nun fast unzählige Schriftsteller erwähnt, die der König alle gelesen hatte und richtig beurtheilte. Von den Poeten kam er auf die Geschichtschreiber, Weltweisen, Mathematiker zc. Cartesius, Malebranche, Locke, Leibniz, Wolff, Thomasius und die jetzigen hällischen Philosophen wurden von ihm beurtheilet, wobei ich denn Gelegenheit hatte, ihm zu zeigen, daß ich sie auch alle gelesen hatte. Er hielt sonderlich auf den Locke viel, sagte, daß er ihn in Halle eingeführet, daß aber der dasige Professor Meier †) ihm nicht gewachsen wäre. Er fragte, ob man ihn hier läse zc. Ich sagte, das Buch wäre für die Studenten zu weitläufig, ein guter Professor müßte einen Auszug daraus machen zc. — Ei, es ist eine schwere Sache, einen guten Professor zu finden. Thomasius ist einer gewesen.

*) Das Kirchenpult; ein heroisch-komisches Gedicht.

**) Zu Gellert sagte er aber zwei Jahre später: Da hat mir Gottsched eine Übersetzung der *Iphigenia* vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden.

***) Der Vorleser des Königs, der Vorgänger des in letzter Zeit vielgenannten De Catt.

†) Georg Friedrich Meier, der Herausgeber der ersten deutschen Ästhetik.

Ich suche schon seit geraumer Zeit einen guten Philosophen, aber ich kann keinen finden. Indessen wenn die unruhigen Zeiten ausfind, will ich wieder daran denken. — Indessen habe ich ihm bei vorfallender Gelegenheit einige Elogen und Douceurs mit eingestreuet. Z. E. da er die dramatischen Poesien tadelte, sagte ich, es wäre kein Wunder, daß es ihnen nicht besser gelinge, es gäbe so wenig Terenze, die das Glück hätten, von Scipionen getadelt und gebessert zu werden. Als wir auf den Horaz kamen, dergleichen jetzt nicht wären, sagte ich, es fehle in Deutschland an einem August. Vous en avez un, versetzte er. Mais il manque d'un Mécène, erwiederte ich. En cela, war seine Antwort, vous avez raison. Als ich sagte, daß die deutschen Dichter nicht Aufmunterung genug hätten, weil der Adel und die Höfe zu viel Französisch und zu wenig Deutsch verstünden, alles Deutsche recht zu schätzen und einzusehen, sagte er: Das ist wahr, denn ich habe von Jugend auf kein deutsch Buch gelesen, und ich rede es sehr schlecht (je parle comme un cocher); jetzt aber bin ich ein alter Kerl von 46 Jahren und habe keine Zeit mehr dazu. — Er gab mir hernach eine Strophe aus dem Rousseau zu übersetzen auf, die er vor unmöglich auszudrücken hielt; sie stehet im ersten Buch der Oden und ist an eine junge Witwe gerichtet, die wieder heirathen soll. Bei allen diesen Unterredungen ward es dunkel, und weil ich schon vorher einmal gesagt hatte, daß alle Franzosen den Horaz sehr weitläufig und schlecht übersetzt hätten, wollte er mir eine Ode vorlesen — es war die: Tyrrena regum —, sagte er. Progenies, setzte ich hinzu, und daß sie an den Maecenas als einen Abkömmling aus dem etrusischen Geschlecht gerichtet wäre. So sahe er danach, daß ich den Horaz auch kannte, wie ich denn bei seinem Vorlesen die besten lateinischen Stellen laut dazusagte. Die Übersetzung war sehr gut gerathen, so daß ich sie mit Recht loben konnte; aber ich sahe auch wohl an dem prächtigen Druck des Quartanten, den er vor sich hatte, daß es sein Philosoph de Sanssouci wäre, den er in seinem Schloß hat drucken lassen und den niemand hat als der, dem er ihn selbst giebt. Es war aber seine eigne Übersetzung, und ich lobte sie desto mehr. Der Abt war noch so höflich dabei, daß er mir winkte, indem er dem Könige das Licht hielt, daß ich merken sollte, sie sei von ihm selbst, welches ich aber nicht nöthig gehabt hätte. Es sind noch hunderterlei im Reden vorgekommen, die ein ganz Buch Papier erfordern würden, denn unser Gespräch währte vor vier bis sieben Uhr in einem weg, mit aller möglichen Geschwindigkeit und Hitze. Er erzählte mir allerlei lustige Sachen: von einem Prediger in Thüringen, wo er im Quartier gestanden, vom seligen Reinbeck,* von der Brühlischen Bibliothek,** von des Baron Friesen seiner bei Leipzig.***) Er redete vom seligen Pietsch †) in Königs-

*) Reinbeck war Konsistorialrat in Berlin gewesen. — **) Die Bibliothek des sächsischen Ministers. — ***) In Röttha bei Leipzig. — †) Pietsch war Professor der Dichtkunst in Königsberg und Gottscheds Lehrer gewesen. Er wird auch in dem Gespräche zwischen Friedrich d. Gr. und Gellert erwähnt. Der König sagte: Sie haben mir noch einen Poeten, den

berg und den gar zu schwülftigen Ausdrücken seiner Gedichte, von Graf Bünaus und Mascovs Historie, von Gellerts Fabeln und hundert andern Sachen, denn was kann man in viertelhalb Stunden nicht reden! Des Klopstock Messias verwirft er ganz, und die Miltonsche Schreibart auch: Ce sujet ne vaut rien pour la poésie. Weil er mir nun so viel Regeln der Poesie gegeben hatte, die größtentheils vollkommen richtig waren, so sagte ich beim Abschiede: Je me vanterai à l'avenir, d'avoir appris les loix de la poésie du législateur le tous les peuples. Er verstund wohl, was ich sagte, und es schien ihm nicht zu mißfallen, denn er sagte: J'ai l'honneur de vous revoir, und so entfernte ich mich, indem er ein Packet aufbrach, welches ihm der Geheimderat Sichel zuschickte. Nun, was dünket Ihnen, werther Freund, von dieser langen Unterredung eines Königes, eines Helden, der in solchen Umständen ist, der gleich beim Antritt aus dem Reisewagen nach mir fraget, der, da sich unsere Rathsherren und Handelsleute auf dem Vorfaal befinden und Audienz suchen, mit einem Professor sich von Dingen unterhält, die nur bei der größten Muße für Fürsten gehören, und mit einer solchen Munterkeit des Geistes, als ob er sonst gar nichts zu denken hätte?"

Am folgenden Tage, Sonntag den 16. Oktober, machte sich Gottsched an seine Aufgabe, die Strophe aus dem Rousseau, die ihm der König bezeichnet hatte, ins Deutsche zu übersetzen. Es ist die vorletzte Strophe aus der siebenten Ode des zweiten Buches von Rousseaus Oden, welche lautet:

Sous un plus heureux auspice
 La déesse des amours
 Veut, qu'un nouveau sacrifice
 Lui consacre vos beaux jours.
 Déjà le bûcher s'allume.
 L'autel brille, l'encens fume,
 La victime s'embellit.
 L'Amour même la consume,
 Le mystère s'accomplit.

„Bei vielen Zerstreungen“ — wie er selbst behauptet — entwarf Gottsched in einer halben Stunde folgende „flüchtige Verdeutschung,“ die er abends gegen acht Uhr versiegelt an den König sandte:

Mit ungleich glücklicherm Gesichte
 Gebeut die Göttin zarter Pein,
 Ihr deine schönen Augenblicke
 Zum Opfer noch einmal zu weihn.
 Der Holzstoß hebt an, aufzugehn,
 Der Altar glänzt, des Weihrauchs Dünste
 Durchdringen schon die weiten Lüfte,

Pietisch, gebracht; den habe ich weggeworfen, und Gellert antwortete: Ihre Majestät, den werfe ich auch weg.

Das Opfer wird gedoppelt schön.
Durch Amors Blut ist es versfogen,
Und das Geheimniß wird vollzogen.

Es war noch keine Stunde vergangen, so kam ein Diener und überbrachte Gottsched einen Brief des Königs, „mit zwei schwarzen königlichen Pitschaften bedruckt.“ Gottsched erbrach ihn und fand darin, außer der kurzen Antwort des Königs: *Je vous remercie de la strophe de Rousseau. Je m'étonne, que vous l'avez pu rendre en Allemand und einer gedruckten französischen Ode von ihm auf die Eroberung von Port Maon durch die Franzosen (28. Juni 1756) ein Quartblatt, das der König eigenhändig mit französischen Versen beschrieben hatte. Es war das später so berühmt gewordene Gedicht: Le ciel, en dispensant ses dons, in welchem der König, anknüpfend an die Unterredung des vorhergegangenen Tages, ausführt, wie verschieden der Himmel seine Gaben an die Völker verteilt habe, wie er den Deutschen zwar den Ruhm der Tapferkeit verliehen, aber nicht zugleich die Gabe, den Sieg mit unverwelklichen Kränzen (durch die Poesie) zu verherrlichen, und sich endlich an Gottsched — den „sächsischen Schwan“ — mit den Worten wendet:*

*C'est à toi, le cygne Saxon,
D'arracher ce talent à la nature avare :
D'adoucir par tes soins d'une langue barbare
La dure âpreté de ses sons.
Ajoute par les chants, que ta Muse prépare,
Aux lauriers des vainqueurs, dont le Germain se pare,
Les plus beaux lauriers d'Apollon.*

Da der Überbringer zugleich meldete, daß der König Montag früh sieben Uhr abreisen würde, so beeilte sich Gottsched, sofort ein paar Verse zur Antwort aufzusetzen. Es waren zwölf ziemlich unzusammenhängende Zeilen, die mit den Worten schlossen:

*Doch Helden pflanzen Lorbeerhaine,
Der Dichter blöde Hand bricht Zweige für ihr Haupt;
Dein siegreich Schwert ist längst umlaubt,
Und Dein Bewunderer bleibt*

*der Deine
G.*

Als der Bote gegen zehn Uhr mit dieser Antwort zurückkam, war der König bereits zu Bett, und so wurde sie ihm auf seinen Tisch gelegt. Gottsched fand sich am andern Morgen ein, um den König abreisen zu sehen, und hatte noch die Genugthuung, daß dieser ihm „im Vorbeigehen auf sein Danksaugungs-kompliment zurief: *Adieu, Monsieur!*“

Gottsched hatte sich gleich beim Empfange des königlichen Gedichts vorgenommen, „seine Gegenmeinung von dem Flore der schönen Wissenschaften und Künste bei den Völkern in einem ausführlicheren Gedichte mit der Zeit auszu-

führen.“ Er muß sich aber schleunig an die Arbeit gemacht haben, denn als der König Mittwoch den 26. Oktober nach Leipzig zurückkehrte, war das Gedicht fertig — gegen zweihundert Verse über den beliebten, in solcher Allgemeinheit freilich durchaus unrichtigen Satz, daß die Kunst, insbesondre die Poesie, im Gefolge kriegerischer Großthaten eines Volkes sich einstelle, dann aber auch durch den Krieg wieder vernichtet werde. Dies wird zunächst am Griechen- und Römertume nachgewiesen, dann an der deutschen Literaturgeschichte, die vom großen Karl bis zum großen Pietzsch in ihren Hauptvertretern Opitz, Fleming, Simon Dach, Paul Gerhard u. a. vorgeführt wird. Zuletzt wird noch der Chorus der zeitgenössischen preußischen Dichter bis auf Lichtwer und Gleim angepriesen, und endlich der König angeredet:

O König! Siehst Du nun, wie Deiner Staaten Grenzen
Durch feinen Wig und Geist so stark als andre glänzen?
Wie, da sich Dein Berlin zu allen Künsten neigt,
Dein weites Land sich auch an Musen fruchtbar zeigt?
Ein holder Wink von Dir wird sie noch mehr verstärken;
Sie streben schon mit ungemeinen Werken
Auch Dein erhabnes Lob der Ewigkeit zu weihn.
Laß Deine Blicke nur noch ferner kräftig sein,
Wie sie bereits in Königsberg gewesen,
So fallen unter Dir die goldnen Zeiten ein.
Die rauhsste Sprache wird sich halb gelinder zeigen,
Wird Friedrichs Ohr sich nur zu ihren Tönen neigen.

Das Ganze ist eine gereimte literargeschichtliche Abhandlung, aber in ihrer Art — man darf nicht ungerecht sein — nicht viel unerquicklicher als etwa die kulturgeschichtlichen Partien in Schillers „Künstlern.“

Die beiden Unterredungen nun, bei deren zweiter die Überreichung dieses Gedichtes stattfand, schildert Gottsched wieder höchst lebendig in seinem Briefe an Flottwell. „Als der König — schreibt er — den vorigen Mittwoch zum zweitenmal wiederkam, schickte er gleich nach Tische um drei Uhr nach mir; halb vier war ich da und ward gleich vorgelassen. Er fragte nach vielen von meiner Frauen Schriften und Versen, Prose und Briefen, französisch und deutsch, und wollte was davon sehen. Er kam auf viele andere Materien von schönen Wissenschaften, der deutschen Sprache, den Trauerspielen u. s. w. Ich bat mir die Erlaubnis aus, das königliche Gedicht zu beantworten, und erhielt sie. Als er einmal herausgerufen ward, um jemand Gehör zu geben, schlug er die Thüre hinter sich zu und ließ mich ganz allein in seinem Kabinet versperret. Er kam wieder und tadelte die Art, die alten Redner und Dichter in Schulen zu traktiren, da man bloß auf den Sinn der Redensarten*) und Wörter gehet, aber die Kunst im Reden und Dichten, ihre Schönheiten im Ganzen, ihre Ökonomie und Einrichtung, kurz, das Feine im Geschmack der Alten nicht erkläret und begreiflich macht.

*) In der Abschrift steht Redensart.

Kurz, der Herr wies eine ungemeine Einsicht, die der tausendste Gelehrte nicht hat. Eine Stunde war vorbei, als er mir befahl, morgen wiederzukommen und das Übrige mitzubringen. Ich erschien Donnerstags um halb fünf Uhr. Ich brachte ihm allerlei mit, und er las von allem was, aber sonderlich den französischen Brief meiner Frauen, und sagte: Si j'avais plus de temps ici, j'écrivais à elle. Ich überreichte mein Gedicht, von einer lateinischen guten Hand geschrieben. Er nahm es, und als ich mich erbot, solches vorzulesen, so sagte er: Non, je le lirai moi-même, je l'entendrai mieux. Und hier nahm er sich Zeit und Geduld, es von Anfang bis zu Ende durchzulesen. Oft fragte er nach der Bedeutung dieses und jenes Wortes, oft machte er Anmerkungen oder forderte Erläuterungen, kurz, er las bis ans Ende, und als »die rauheste Sprache« kam, sagte er: Das hat er mir nicht schenken wollen! aber mit Lächeln. Ich bat unterthänigst um Vergebung, und so dauerte die Unterredung bis sieben Uhr abends. Nun war seine ganze Generalität und alle Majors von der Armee zusammen. Man rief ihn. Er sprang auf, nahm Hut und Stock und ging ins große Zimmer, um die Befehle zum Marsch und zum Angriff der österreichischen Reichstruppen und Franzosen zu geben. In einer Viertelstunde kam er wieder und setzte sein Gespräch fort bis dreiviertel auf acht, als ob er weiter nichts wichtiges zu thun hätte.“ „Leben Sie wohl — schließt der Brief —, ich werde ferner arbeiten, den König zur deutschen Sprache zu bekehren.“

Dies war am 27. Oktober 1757. Acht Tage später, am 4. November, wurde die Schlacht bei Kozbach geschlagen. Am 9. traf der König wieder in Leipzig ein und wurde abermals von der Universität begrüßt. Von weiteren Unterredungen mit Gottsched verlautet aber nichts. Im Januar 1758 sandte ihm der König noch von Breslau eine kostbare goldne Tabatière — damit erreichten diese Beziehungen ihr Ende.

Für Gottsched hatte die Ehre, die ihm widerfahren war, ein unangenehmes Nachspiel. Er veröffentlichte im Januarhefte (1758) seiner Monatschrift „Das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit“ (S. 38 ff.) die Geschichte von der Rousseaufastrophe. Er nannte zwar dabei weder des Königs noch seinen eignen Namen, sondern sprach nur von einem „erhabenen Gönner der Musen,“ einem „großen Kenner und erleuchteten Richter“ und von einem „patriotischen Verteidiger der deutschen Sprache und Poesie,“ aber die Leser konnten nicht in Zweifel sein, wer die beiden personae dramatis waren.*) Hatte doch Gottsched selbst dafür gesorgt, daß das schmeichelhafte Gedicht des Königs an ihn, scheinbar

*) Er erzählt übrigens an dieser Stelle, daß er sich bei seiner ersten Übersetzung der Strophe nicht beruhigt, sondern dann noch einmal die ganze Ode, neun Strophen, mit noch engerem Anschluß an das Original übersetzt habe. Auch diese Übersetzung teilt er dort mit, außerdem drei verschiedene Versuche, die „eine berühmte Muse in Nürnberg, das Fräulein Thomastus“ mit der vom Könige aufgegebenen Strophe gemacht hatte.

ohne sein Zuthun, sobald als möglich in die Öffentlichkeit gedrungen war. Er hatte eine Abschrift davon nach Königsberg gesandt, die dort, zugleich mit einer deutschen Übersetzung, welche ein Tribunalsrat von Werner gefertigt hatte, wiederum in zahlreichen Abschriften verbreitet worden war. Ein Hofgerichtsrat von Bondeli in Königsberg hatte dann ein französisches Gegenstück dazu geliefert, das an den König gerichtet war, ebenfalls mit den Worten begann: *Le ciel, en dispensant ses dons*, und wiederum von dem genannten Werner ins Deutsche übersetzt worden war. Alle diese Stücke waren schließlich, nachdem der Staatsminister Freiherr von Beszewang die Verantwortung für den Druck auf sich genommen hatte, von der königlichen deutschen Gesellschaft in Königsberg als Festschrift für den am 21. November 1757 stattfindenden Stiftungstag der Gesellschaft gedruckt und an die Festversammlung verteilt worden. Gleich darauf war natürlich ein Nachdruck in Berlin erschienen, das Gedicht des Königs kam in alle deutschen Zeitungen, es drang nach Wien, Rom, Paris, London, dem Haag, es wurde ins Holländische, Englische, Lateinische und noch so und so oft ins Deutsche übertragen, kurz, das große Ereignis war in aller Munde, die Vorgänge bei den Begegnungen Gottscheds mit dem Könige wurden überall erzählt, und falsch erzählt, es wurden darüber „viel ungleiche Urteile ausgebreitet,*) vor allen schob man Gottsched die französische „Parodie“ auf das Gedicht des Königs in die Schuhe. Infolge dessen gab er bereits Anfang Januar in der Leipziger Gelehrten Zeitung (5. Januar 1758) eine kurze Erklärung ab, worin er versicherte, daß er an allen diesen Vorgängen völlig schuldlos sei, daß er ausdrücklich den Abdruck verboten habe, daß der Druck ihn befremde, und daß er nur froh sei, daß keine sächsische Druckerei die Verwegenheit begangen habe. Im Februarhefte des „Neuesten“ berichtete er dann über die sämtlichen Unterredungen aus dem Oktober 1757 ausführlich und legte alle dadurch hervorgerufenen poetischen Erzeugnisse, auch sein letztes großes Gedicht mit eingeschlossen, den Lesern vor. Das alles wird freilich in einer Zeit, wo sein Stern längst im Verbleichen begriffen war, keinen großen Eindruck gemacht haben. Seine Eitelkeit war zu bekannt, als daß man sie nicht auch durch seine unterwürfige Darstellung im „Neuesten“ hätte sollen durchleuchten sehen, und seine Gegner vollends machten sich nur darüber lustig. Lessing schließt im Februar 1758 einen Brief aus Leipzig an Gleim mit den Worten: „Ich umarme Sie, liebster Freund, und bin ganz der Ihrige, oder mit Gottscheden zu sprechen: Und Dein Bewunderer bleibt der Deine.“ Und an Kleist schreibt er im März: „Wollen Sie noch etwas neues von Gottscheden wissen? Er wird mit dem »Gesalbten« unsern Gleims immer bekannter, immer vertrauter. Es hat wieder französische Verse gesetzt, nebst einer goldnen Tabatière und einem

*) Dies ging freilich Gellert später ebenso. Auch über seine Unterredung mit dem Könige wurden, wie Rabener klagt, ganz „ungereimte Sachen“ erzählt.

Ringe. . . Gott wolle nicht, daß unser Klein seinen Patriotismus auch so weit treibt, daß ihm Gottsched durch diese Bekanntheit respektabler wird. Jetzt ist es vielmehr die rechte Zeit, neue und blutigere Satiren wider ihn zu machen, als man je gemacht hat."

Friedrich der Große ist noch zweimal während des siebenjährigen Krieges in Leipzig gewesen, beidemal auf längere Zeit: zuerst vom 8. Dezember 1760 bis zum 17. März 1761, sodann vom 5. Dezember 1762 bis nach der Verkündigung des Hubertusburger Friedens, bis zum 17. Februar 1763. Bei dem erstern dieser beiden Leipziger Aufenthalte, in den die Unterredung mit Gellert fällt (Donnerstag den 11. Dezember*), traf der König auch wieder mit Gottsched zusammen; doch ist über diese letzte Begegnung nichts bekannt geworden, wahrscheinlich fiel sie gegen die frühern sehr ab. Daß der König 1762 nochmals Gottscheds Unterhaltung gesucht haben sollte, ist unwahrscheinlich. Er hatte wohl genug von ihm. In De Catts Tagebuch findet sich schon unterm 9. November 1758 der Eintrag: *On parla de Gottsched à Leipzig, qui est un pédant, un ignorant et qui ne sait que la grammaire, und als der König kurz vor seiner letzten Anwesenheit in Leipzig am Gothaer Hofe war (den 3. und 4. Dezember 1762), erzählte er der Herzogin „in einem überaus aufgeräumten Tone,“ er habe zu Leipzig mit Gottsched davon gesprochen, daß die französische Sprache doch noch viele Vorzüge vor der deutschen habe, unter anderm, daß ein Wort oft in vielerlei Verstande gebraucht werden könne, wofür man im Deutschen oft mehrere Ausdrücke zusammensuchen müsse. Darauf habe Gottsched geantwortet: Das wollen wir noch machen. „Diese Worte wiederholte der König etlichemal mit solchem Nachdruck, daß man wohl merkte, wie auffallend ihm die Anmaßung des Mannes, was er noch machen wolle, vorgekommen sei.“**)* Nach der Unterredung mit Gellert aber sagte der König zu dem Obersten Guichard (Quintus Scilius): *C'est tout autre chose que Gottsched, und tags darauf bei Tische: Gellert est le plus raisonnable de tous les*

*) So oft auch diese Unterredung abgedruckt worden ist, so wird wohl den wenigsten Lesern ihre eigentliche Quelle bekannt sein. In unsern Lesebüchern heißt es gewöhnlich: *Nach Förster, d. i. nach Friedrich Försters Biographie Friedrichs des Großen.* Aber wo hatte sie Förster her? Sie stammt aus einem Briefe Gellerts vom 27. Januar 1761 (an eine unbekannte Adresse), der schon im Laufe des Jahres 1761, ebenso wie der berühmte Fusarenbrief Gellerts, in zahlreichen, zum Teil abscheulich schlechten Drucken verbreitet wurde. In der Einleitung dieser Drucke heißt es, die Unterredung habe am 18. Dezember 1760 stattgefunden. Gellert hat jedoch gleich am Tage nach der Unterredung einen in vielen Einzelheiten abweichenden Bericht an die junge Gräfin Erdmuth von Schönfeld gefandt, und dieser ist datirt: Leipzig, den 12. Dezember 1760; die Unterredung fand also bereits am 11. Dezember statt. (Gellerts Briefe an Fräulein Erdmuth von Schönfeld. Leipzig, 1761. S. 151.) Unsere Lesebücher sollten in Zukunft lieber wörtlich den Brief an das Fräulein von Schönfeld abdrucken, als die zurechtgemachte Darstellung aus Förster.

***) So berichtet der Göttinger Geschichtsprofessor Pütter, der damals in Gotha mit zugegen war, in seiner Selbstbiographie.

professeurs Allemands, que j'ai vus encore, und als später, nach Gottscheds und Gellerts Tode, das französische Gedicht an den cygne Saxon in den Werken Friedrichs des Großen erschien, trug es die Überschrift —: Au Sieur Gellert.

Mit Recht sagt Krause in seiner eingangs erwähnten Schrift, es sei ein Unglück gewesen, daß gerade Gottsched der Wortführer der deutschen Muse bei Friedrich habe sein müssen. Das, was er in seiner geliebten französischen Literatur fand, Kürze, Klarheit und Anmut des Ausdrucks, suchte er bei Gottsched vergebens, und so war es natürlich, daß seine entschieden vorhandne Neigung, sich um die deutsche Literatur zu kümmern, durch Gottscheds Einfluß nicht vermehrt wurde. Die ganz zufälligen und vereinzelt Ausblicke aber, die er später aus dem wohlgepflegten Garten seiner französischen Bildung in die neu erwachenden Gefilde der deutschen Dichtung that und bei denen ihm so wilde Schöplinge wie Goethes „Göt“ ins Auge fielen — von Lessing hat er nichts gekannt! —, konnten ihn ebenso wenig verlocken, seinen Standpunkt zu verlassen. So begreift sich nur zu gut das schiefe Urteil, das er 1780 in seiner Schrift *De la littérature allemande* über die deutsche Dichtung seiner Zeit abgegeben hat.



Die Auslieferungsverträge mit Rußland.



Am 13. Januar d. J. ist in St. Petersburg ein Vertrag zwischen Preußen und Rußland abgeschlossen worden, welcher die gegenseitige Auslieferung der Verbrecher zum Gegenstande hat und als diejenigen strafbaren Handlungen, wegen deren die Auslieferung erfolgen soll, bezeichnet: Mordschlag, Thätlichkeit, Körperverletzung, vorsätzliche Freiheitsberaubung, Beleidigung des Kaisers oder eines Mitgliedes seiner Familie, sowie Vorbereitung einer dieser Handlungen, weiter Mord, Mordversuch, strafbare Herstellung oder Aufbewahrung von Sprengstoffen. Die Auslieferung des Verbrechers soll auf Verlangen erfolgen, ohne Unterschied, ob das betreffende Verbrechen in einer politischen Absicht begangen worden ist oder nicht; in allen andern Fällen eines Verbrechens oder Vergehens soll die Auslieferung des betreffenden Unterthanen von der ersuchten Regierung in Erwägung gezogen werden und, wenn kein Hinderungsgrund vorliegt, stattfinden. Daß es sich nur um Auslieferung der eignen Unterthanen der ersuchenden Regierung an diese handelt, daß also nicht ein Deutscher der russischen Regierung und nicht ein Russe der deutschen Regierung ausgeliefert wird, wenn der betreffende im fremden Lande ein Verbrechen begangen und sich in sein Heimatland geflüchtet

Grenzboten IV. 1885.